

„Uns Willemintje“.

Aus dem Haag, Holland, wird gemeldet: Festes Juchel herrschte kürzlich in der prunkenden Halle und Salen des Zoo. Denn in dem holländischen Königsschloß war der zukünftige „Königsgewahl“ eingetroffen. Herzog Heinrich von Mecklenburg Schwerin, dessen Verlobung mit Hollands jugendlicher Königin gefeiert wurde. Im ganzen Königreich fand dieser Festesjubel frohen Wiederhall und herzliche Aufnahme überall, wo Königin Wilhelmina gewohnt und aller Herzen gewonnen hat, zumal in Deutschland, wo die Sympathien für das fürstliche Paar, der Braut, wie dem Bedächtigsten, gelten.

Bei der Nachricht von der Verlobung der lebenswürdigen jungen Königin mit einem deutschen Prinzen wandert der Blick mit stillem Vergnügen in jene Jahre zurück, da Königin Wilhelmine noch „uns Willemintje“ war und unter der Obhut der herzlichsten, wenn auch entschieden und willensstarken Mutter für den künftigen Herrscherberuf vorbereitet wurde.

Obwohl nur von mittlerer Figur, war sie doch schlank und grazios geworden und sah am lieblichsten aus, wenn sie, was sie mit Vorliebe that, in den kleidsamen Nationaltrachten Hollands erschien. Besonders bevorzugte sie dabei das Zeeländer Kostüm, in welchem sie auch des öfteren sich photographiren ließ. Ihre rothgelben Wangen, ihr üppiges Haar, das sie in einen Knoten geflochten trug, ihre schönen und tiefblauen Augen, ihre kirchrothen Lippen — alles vereinigte sich damals, um sie zu einer überaus reizenden Erscheinung zu machen. Ihr Schloß war immer besetzt. Doch schon in ihren jüngsten Mädchenjahren malte sich in ihren lieblichen Zügen eine gewisse Strenge und entschlossene Willenskraft, die darauf schließen ließen, daß ihre Erziehung nicht immer leichten Stand mit dem begabten Zöglinge hatten.

Königin Wilhelmina war schon damals den Leibesübungen und dem Sport auf das leidenschaftlichste ergeben, und das „liebe, kleine Fräulein“ — wie das Volk sie gern nannte — verstand mit Pferden und Hunden umzugehen, wie der erfahrenste Mann. Ihren Ponywagen, einen überaus reizenden Viererzug, lenkte sie mit eigener Hand und starker Hand und mit tadellosem Takt.

Ebenso war sie eine tüchtige Reiterin und sehr meschhaft im Schiffschiffen. Treppen sie so den Lieblingen und Vergnügungen im Freien ein weites Spiel ließ, war sie doch zu Hause eine sehr fleißige Schülerin. Sie wurde auch sonst in mädchenschaftlicher Zurückgezogenheit gehalten, so daß nur wenige der jüngeren Mitglieder der auswärtigen Diplomatie im Haag sich damals rühmen konnten, das niederländische Königskind nur je von Gesicht zu Gesicht erkannt zu haben, es müßte denn sein, daß sie sie gelegentlich als Kaffeebesucherin im Park oder in dessen Umgebungen an sich vorbeibrausen sahen.

Schon als Kind war Königin Wilhelmina Holländerin mit Leib und Seele, und obwohl sie selber in verschiedenen Sprachen sich fertig und fließend ausdrücken verstand, litt sie es so leicht nicht, daß man in irgend einer anderen als ihrer Muttersprache mit ihr redete. Die Geschichte, wie sie als vierzehnjähriges Mädchen in England eine holländische Dame, die Gattin eines holländischen Diplomaten und Mutter erwachsener Töchter, derb abfertigte, weil diese ihre Töchter ohne Kenntniß der Muttersprache hatte aufwachsen lassen, und wie sie die weigerte, die jungen Mädchen zu empfangen, um mindestens nicht, bis sie holländisch gelernt hätten.

Ueberhaupt ist immer eine große Anzahl von Anekdoten aus der jüngeren Mädchenzeit Königin Wilhelminas im Schwange gewesen. Zwei kleine, reizende Züge aus jenen Tagen seien hier aus der großen Fülle von Geschichten wiedererzählt, welche den eigenartigen Charakter der lebenswürdigen Fürstin zur Schau tragen und das innige Verhältniß, das zwischen Mutter und Tochter herrschte, und das keine strenge Handhabung der mütterlichen Erzieherin trüben konnte, in helles Licht setzen.

Hierauf wurde es stille vor der Thür, nichts regte sich weiter eine geraume Zeit lang. Dann kam wieder ein Vorzeichen die Thür, diesmal zaghaft, kleinlaut, kaum hörbar. Wieder rief die Königin Emma: „Wer ist da?“

„Ich — bin's! — Wil — hel — min — Gen!“

„Nun, dann komm nur herein, Wilhelminchen!“ sagte die Regentin, stand auf und ging ihrer Tochter entgegen. Königin Wilhelmina aber ließ herbei, stürzte sich an das Mutterherz und erhielt die liebevollsten Küsse der Verzeihung, noch ehe sie Zeit gehabt, weinend um Verzeihung zu bitten.

Ein ander Mal hatte die junge Königin — Stubenarrest, unerbittlich streng — erhalten. Lange saß sie stumm und jernig in ihrem Zimmer und mußte sich nicht zu bewegen.

„D.“ rief sie schmerzlich bewegt aus. „Wenn mein getreues Volk wüßte, wie ich behandelt werde! Es würde aufstehen wie ein Mann und seine Königin verteidigen! Mein getreues Volk! Es soll es erfahren!“

Sie sprang eilends auf, setzte sich an ihren Schreibtisch und begann ein Schriftstück anzusehen das den Titel trug: „Proclamation an mein Volk!“

In diesem Auftruf an die getreuen Unterthanen setzte sie in den heftigsten Ausdrücken die ungerechte Behandlung auseinander, der sie unterworfen werde, die Schmach, die sie als Königin von Holland erdulden müßte, und daß sie jetzt sogar gefangen gesetzt worden sei, sie ein gekrümmtes Haupt, die Bekröpfung der Niederlande. Sie schloß ihre Proclamation mit der Aufforderung an jeden gut gefühlten Holländer, sie aus dem „Kerker“ zu befreien.

Dieses Schriftstück schickte sie vervielfältigt an die Redaktionen der Hauptblätter von Amsterdam und dem Haag und befahl die Veröffentlichung ihres Auftrufs an der Spitze der Zeitung. Aber noch ehe die Redaktionen Zeit gehabt, sich von ihrer Veröffentlichung zu erholen und sich darüber schlüssig zu werden, was zu thun sei, und ob das erhabene Manuscript abgedruckt oder abgelehnt werden müsse, lief schon ein zweites Schreiben der jungen Königin bei den Blättern ein, des Inhalts:

„Der Abdruck ist nicht mehr nöthig! Es ist schon alles wieder in Ordnung!“

Wilhelminchen hatte sich nämlich inzwischen mit ihrer guten Mutter ausgesprochen und versichert. Wo die löstbaren Autographen übrigens hingerommen sind, ist noch heute ein Geheimniß: angeblich in den Papierkorb, in Wirklichkeit aber sollen sie als ein seltsames Andenken an die stürmischen Jahrzehnte ihrer Majestät der Königin Wilhelmina von Holland noch heute gewisse Privat-Sammlungen von Handschriften schmücken.

Home made.

Residenz of John Ritich, Esq., Großer Neu York.

Mister Editer! Gott soll Mich und Ihne un de Rest von die Zeit bewahren von einer Parasame Frau!

Mister Editer, Ich hamme es gefragt und paar Monat schwiegend geschreibe un tee Wort derzu sag, awer Ich kann nimmer, Mister Editer, es werd je viel, Ich kann de förstherliche Strahn nimmer hände, Ich bin somplittli gesammegebroche, es muß erast: Die Alti hot Ichun seit längerer Zeit die Spartrant un wenn sie noch paar Monat so weiter läßt, dann sein Ich bäntrub, so Ichur wie zwee mal zwee vier is.

Wissits dem Bäntruptgeben werd es awer for Mich nöthig wern, e paar Tausend oder so Squär Aders ergend wo in der Nachbarschaft je laafe, for all die Raschinerie un Implements, wo die Alti aschafft, je horn un das Kammaterial for der Alti ihr Manufakturierung je rase.

Die Alti macht nämlich Alles selber. Alles, Mister Editer!

Nawirigens, Mister Editer, is es Mir ganz Worsicht, ob Ich bäntrupt geb oder net, denn ch es so weit nimmt, bin Ich doch Ichun lang an von der Alti selber majusfältigerte Plomahn oder sunst irgend eme home-made Borsion, wo als Nedeprodukt von ergend was von der Alti Selbergemachtem hergestelt werden, gestorbe.

Mei einzige Hoffnung is, daß die Alti emol des Whistley-Bisness täckel un in Kansequenz von dem heimgemachte Whistley von Onkel Sam wegde Runschlein-Brennerei zu hunnert bis hundertzwanzig Jahr Penitentscheri for de natürliche Eder von ihm Verwe gesentst wird. Des heißt, dann war es immer noch die Frag, ob die Alti in die Penitentscheri enei gehn und net de Borschlag mache thät, sich der Willigkeit halwer selwer e home-made Penitentscheri hergestelle.

Ageblich is die Alti derbei, ihr eignes Sauertraut einemache. Nach Weim Stimat (und des is sehr langsam) mit 2400 Meilen Kadel an Bord nach Oshien abzugeben. Es sollten 300 Meilen Kadel zwischen

Mit Rigards Yours John Ritich, Esq.

Wie der Telegraph nach China kam.

Die Ereignisse der letzten Monate haben Gelegenheit genug geboten, der telegraphischen Verbindung zwischen Europa und China eine besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden. Wie viel über die Art des Telegraphens in China selbst geschrieben worden ist, hat man doch merkwürdiger Weise gerade das Interessanteste vergessen, nämlich die Geschichte der Einführung des Telegraphen nach Oshien. Es war am 3. März 1870, als das berühmte Riesenschiff „Great Eastern“, das bekanntlich zu einer hervorragenden Rolle in der Geschichte der überseeischen Kabel berufen war, indem es das erste Kabel durch den Atlantischen Ozean legte, ein zweites Schiff „Cello“ und die Korvette „Torbenstjold“ Europa verließen, um mit 2400 Meilen Kadel an Bord nach Oshien abzugeben. Es sollten 300 Meilen Kadel zwischen

China und Japan, 900 zwischen Shanghai und Hongkong gelegt werden.

Als die Schiffe in die heiße Zone des Weltmeeres gekommen waren, begann die Gullapercha-Insultierung der Kadel unter dem Einfluß der Dipe zu schmelzen. Die Ausbesserung der auf diese Weise entstandenen Beschädigungen machte die größte Mühe und nahm nicht weniger als sechs Monate in Anspruch. Nach Verlauf dieser Zeit konnte man daran denken, die Buntle für die Verbindung des Kabels auszuführen, und ging dann ohne weitere Formalitäten daran, an diesen Plätzen Arbeiter auszuheilen und die Apparate auszuführen.

Die Japaner erhoben nur der Form wegen Einspruch, da sie sich von dem Augen der Ansicht bald überzeigten, in China aber entstanden die größten Schwierigkeiten. Nur die Kanonen des „Torbenstjold“ verbündeten einen Angriff seitens der Bevölkerung, der den Pionieren der Telegraphie hätte verberlich werden können.

Besonders reizte das Kupfer der Kadel die Reugierde und Begehrtheit der Chinesen, und es kam mehr als einmal vor, daß das Kabel von ihnen während der Nacht aufgenommen, geschnitten und fortgeschleppt wurde, worauf sie den Raub untereinander vertheilten.

Dann ließ es eben wieder das Werk von Neuem beginnen. Erst nach Trohungen und diplomatischen Dazwischenklüften der europäischen Mächte ließ sich die chinesische Regierung dazu herbei, der Legation von Kadel nan der chinesischen Küste und der Schaffung einiger Lieberland-Vindien ihre Zustimmung zu erteilen. In seinem Lande der Welt haben die Telegraphenlinien einen so merkwürdigen Verlauf wie in China. Es mußte nämlich bei ihrer Anlage sorgfältig Bedacht darauf genommen werden, daß niemals der Schatten einer Telegraphenstange mit ihren Isolatoren oder der Schattens der Drähte auf ein Grab fallen dürfte, da dieses in den Augen der Nachkommen des Verstorbenen entweicht gewesen wäre. Dadurch wurde es nöthig, die Telegraphen in den wunderbarsten Zickzacklinien durch das Land zu führen, da Graber fast überall mit Regellosigkeit verkreuzt waren.

Trotz aller Vorsicht wurde der Telegraph im Reiche der Mitte noch lange als eine bössliche Macht angesehen, und es bedurfte eines ganz besonderen Umfanges, um ihn auch dort populär zu machen. Erst das Lotteriespiel, dem die Chinesen wie allen anderen Völkern mit Leidenschaft anhängen, führte sie auf den Nutzen der europäischen Einrichtung hin. Die Chinesen veranlaßten bei jeder Gelegenheit und überall Lotterien, deren Loose bis in die entferntesten Dörfer verbreitet werden; der Ausfall wird durch Käufer angezogen. Nun können die Chinesen ebenso wenig wie andere Leute auf den Ausgang des Glücksspiels mit gleichgültiger Geduld warten, und daher war es für sie eine freudige Ueberraschung, ihre Lotteriegewinne mittels des Telegraphen mit der größten Schnelligkeit zu erfahren.

Seit dieser Zeit hat man in China gegen den Telegraphen nichts mehr einzuwenden und bedient sich seiner in allen anderen nöthigen Fällen. Welche Schwierigkeit ferner die Eigenart der chinesischen Sprache, der die Buchstaben gänzlich fehlen, dem telegraphischen Dienste in China bereite, ist zu oft beschrieben, um es nochmals zu wiederholen.

Uebrigens ist die Benutzung der 200 durch Zahlen bezeichneten chinesischen Worte in der Telegraphie in merkwürdigen Ausgängen begriffen, da sich der gebildete Chinese, der für die Benutzung des Telegraphen allein in Betracht kommt, neuerdings gewöhnlich europäischer Worte der Zusammenstellung von Doppelchen bedient.

Trokens Holz.

General Adna R. Chaffee, der Commandirende der amerikanischen Truppen in China, war im Jahre 1878, da er noch den Rang eines Capitäns in einem Cavallerie-Regiment bekleidete, einer Garnison in Arizona zugetheilt, aber sein Contingent befand sich meistens auf dem Marsche, da die Apachen, welche damals auf Anordnung der Regierung ihre Wohnsitze im Thale des oberen Verde-Flusses aufgeben mußten, um die White Mountain-Reservation zu besetzen, viel Trübel verursachten. Capt. Chaffee's „Troop“ hatte ein Bivoual bezogen. Das Wetter war miserabel, es regnete wie mit Rollen gegossen und auch die Zelte blühten nicht mehr dicht. Das Feuer in dem kleinen Zuderhut — Den des Capitäns wollte nicht brennen, und Chaffee rief seiner Ordonnanz, „Bringen Sie trockenes Holz“, befahl er. Der Cavallerist, ein Jeldner Namens Muldoon, stand stramm am Felteingang und sagte: „Capitän, es ist kein da.“ Chaffee, damals schon ebenso kurz angebunden, wie jetzt, schanzte ihn an: „Das weiß ich besser. Machen Sie daß Sie fortkommen und kommen Sie nicht ohne trockenes Holz zurück!“ Muldoon salutierte, machte stramm kehrt und stampfte in die schlammige Umgegend hinaus. Offenbar war das trockene Holz nicht so leicht zu finden, denn er kam weder am dem Abend, noch am nächsten Tage zurück, und dann brach Capt. Chaffee mit seinem Troop auf. Muldoon zeigte sich nicht

wieder und ward als Deserteur von der Reiterrolle gestrichen.

Zwei Jahre später war Capt. Chaffee zum Major avanciert und commandirte die Garnison von Fort McDowell am unteren Verde-Fluß, etwa hundert Meilen von dem Plage entfernt, wo Muldoon auf Zimmerwiederkehr verschwunden war. An einem heißen Sommerabend sah Major Chaffee vor seinem Nothe (Lehm)-Hause und rauchte die „Alter Dinner“-Sigarette bei Mondbeleuchtung, als plötzlich eine abenteuerliche Figur auftauchte mit einem riesigen Bündel Mosquito-Holz im Arm. Die Figur stellte sich stramm vor den Major hin, salutierte und ließ im reinen irischen „Broque“ die Worte los: „Cap't'n, ich habe das trockene Holz gebracht!“ — Tableau!

Die Offiziere des Kriegsgerichts erklärten, von Rechts wegen habe Muldoon reichlich fünf Jahre Gefängniß in Militär-Gefängniß zu Allcatraz verdient, aber der Humor der Geschichte gewann den Tag. Wüderungsgründe wurden angenommen und Muldoon kam mit sechs Monaten Garnisonarbeit davon und erhielt später seinen Abschied. Wie einer der Offiziere des Kriegsgerichts, welcher diese Chaffee-Anecdote erzählt, berichtet, lebt Muldoon heute noch in der Nähe von Phoenix, Arizona.

Eine Erinnerung an den Bluffag von 1870.

In Zombolva in Ungarn farb am 19. October die Wittve des nach der Niederwerfung des ungarischen Aufstandes am 6. October 1849 in Ardhandrechtlich hingerichteten Revolutionsgenerals Karl Grafen Bechy. Er hatte sich nach Görgey's Kapitulation bei Vilaqos noch einige Tage mit 7000 Mann gehalten, sich schließlich aber bei Soborin an eine Abtheilung der russischen Armee ergeben. Mit noch 14 der „Rebellenchefs“, wie die Sieger offiziell die ungarischen Hovendgeneräle nannten, wurde Bechy nach Ard gebracht, und gleich seinen Schicksalsgeossen zum Tode verurtheilt. Nur zwei entgingen dem Wüthen der Wienece Kamarilla, an den übrigen wurde das Urtheil vollzogen, und zwar starben neun durch den Strick des Hängers, unter ihnen Bechy, Graf Keiningen, ein entfernter Verwandter der Königin Victoria von England, und der einbeinige Damjanich, der seinen Hovner selbst unter dem Galgen nicht verlor. Die Anderen fielen durch Pulver und Blei. Ein österreichischer Offizier verfaßte damals einen Spruch, um die Namen der Hingerichteten leichter im Gedächtnisse zu behalten. Er lautet: „Banonia verahf Deine Todten nicht! Als Kläger leben sie.“ Der Anfangsbuchstabe jedes Wortes ist zugleich der eines oder mehrerer der Namen der Hingerichteten. Gräfin Bechy war erst kurze Zeit vermählt, als ihren Gemahl das schreckliche Loos traf. Mit dem Brauen der Generale Damjanich und Lahner war sie nach Ard gerollt und erwartete den Urtheilspruch. Als sie das Todesurtheil erfuhr, verließ sie in ein schweres Fieber. Eine Freundin, Frau von Urban, ließ am Tage nach der Hinrichtung die am Fuße des Galgens verhaarte Leiche des Generals ausgraben und brachte sie in die Wohnung der Gräfin, die bei dem entsetzlichen Anblick in Ohnmacht fiel. Sie ließ die Leberreste ihres Gemahls in der Familiengruft bestatten und hat seit dieser Zeit in beständiger Trauer nur dem Andenken ihres Gatten gelebt. — Bei dieser Gelegenheit sei auf ein äußerst interessantes Buch verwiesen, das heuer bei Schottländer in Breslau erschien. „Die ungarische Donauarmee 1848—1849“, von Anatole Waquant, Preis 5 Mark, das schon um deswillen von Interesse ist, weil dem Verfasser in übergebender Weise die Rechtfertigung des vielgeschmähten Obercommandanten der ungarischen Revolutionsarmee Arthur Görgey von dem Vorwurfe des Verrathes gelang. In vortrefflicher Weise ist der militärische und politische Theil des Werkes behandelt, das zur Geschichte der ungarischen Revolution einen überaus werthvollen Beitrag liefert.

Schonet die Augen.

Jetzt, wo die Abende immer länger werden, die Dämmerung immer früher hereinbricht, liegt für viele die Gefahr nahe, sich das Augenlicht zu verderben. Die Abende sind bereits zu kühl, als daß man sich im Freien aufhalten könnte, so bleibt man im Zimmer und verläßt sich die Zeit durch Handarbeiten oder Lektüre. Um nun die Lampe anzuzünden ist es in diesen Dämmerstunden noch zu hell, zum Lesen und Arbeiten aber wieder zu dunkel. Dessen ungeachtet können sich aber doch viele von ihrer Beschäftigung nicht trennen, sondern lesen, nähen, häkeln oder stricken so lange fort, als es nur irgend angeht. Natürlich rächt sich solche Unvernunft. Die Folgen stellen sich in einer Weise ein, daß der Schaden nie mehr gut zu machen ist. Wenn also sein Augenlicht lieb ist, der vermeide in Dämmerzeiten jede Beschäftigung, welche besonders die Sehkraft in Anspruch nimmt. Auch mit dem Ansehen der Lampe ist in der Zeit der Dämmerung durchaus nichts zu besorgen, das Zwicklicht schadet noch mehr. Das Vernünftigste ist eben, die Dämmerung als eine Ruhepause zu betrachten.

Mein Kind. Alles Leid laß ich vergessen. Und die Thränen bemerken sich. Wenn zwei Vermögen mich umpressen, Rißt ein Schelmensmühen mich.

Und die Erde kann ich misßen, Wenn mein Kind zu mir aufschaut. Ein Stübchen Himmel aufgerissen Aus dem sorten Antlig blaut.

Will sich Hand in Hand dann fügen, Aug' in Auge tauchen mild — Strigt mir aus des Kindes Zügen Des verklärten Vaters Bild.

Ob weh. A: „Sie haben also Frau Brenzlich gefügt, sie läßt so jung wie ihre Tochter aus? Damit haben Sie sich wohl das Herz der alten Dame gewonnen?“ B: „Ja, aber das Herz der Tochter habe ich dadurch verloren.“

Der Mäken. Tochter: „Sollen wir den jungen Dramatiker Bernier zum Souper einladen, Papa?“ Commerzienrath: „Laß ihn ein, mein Kind, — er kann uns was vorbringen noch dem Souper.“

Geßer Entschloß. „Nest ist Ihr Mann schon ein ganzes Jahr todt — und Sie haben so ein großes Geschäft — denken Sie denn gar nicht an's Heirathen mehr, Frau Radbarin?“

Räthe Wirkung. Arzt: „Nehmen Sie diese Pulver, Sie werden nach denselben über Erleichterung haben.“ Patient: „Danke, Herr Doktor. Was bin ich schuldig?“ Arzt: „Fünf Dollars.“ Patient (indem er zahlt): „Ihr Rezept wirkt schon, Herr Doktor. Ich fühle mich schon sehr erleichtert.“

Geburtsstageschick. Kunde (der einer Prügelei zwischen dem Schuster und seiner Frau zuschauen hat): „Die Frau sieht so roth aus, aber die meiste Reiz hat sie doch kriegt!“ Gelle: „Ja, wissen Sie, der Schuster hat heute Geburtstag, und die Frau ist ihm mal geminnen!“

Im Eisen. Bewerber (der die Hand der Tochter zugesagt bekommen hat): „Also wir sind einig, da will ich nicht länger ähden!“ Vater der Braut: „Aber lieber Herr, wollen Sie sich denn nicht wenigstens meine Tochter ermahnen?“

Im Gerichts-saal. Richter (ärgerlich): „Ich bitte mir Ruhe im Gerichtssaal aus. Wer hier noch einen Laut von sich giebt, den lasse ich durch den Gerichtsdiener an die freiche, freie Luft setzen!“ Der Angeklagte: „Hurrah!“

Der Schusterjunge. Meisterrin: „Ra, Karlo, weil heute Dein Geburtstags is, schenke ich Dir noch fünf Pfennige.“ Schusterjunge: „Aber Meisterrin, Sie hätten mir doch darauf erst vorbereiten sollen — ooch der Uebermaß der Freude kann tödten.“

Ein vornehmer Diener. Graf: „Sie glauben alle Eigenschaften eines hochherrschafflichen Dieners zu haben?“ Diener: „Herr Graf, ich habe sogar Schulden wie ein Cavalier.“

Gut bemerkt. Schusterjunge (beim Auseinandernehmen seines Butterbrotes eine mit der Butter aufgeschriebene todtie Fliege gewahrhend, für sich): „Aee, wie gut meine Meisterrin ist. Jetzt legt es sogar belegte Bröddchen!“

Angenehmer Verri. „Die Beschäftigung eines Photographen denke ich mir recht angenehm.“ Photograph: „Wieso denn?“ „Sie sehen während der Arbeit doch immer freundliche Gesichter.“

Logik. Gouvernante: „Ja mein Kind, ich komme soeben vom Photographiren. Ich habe die Gewohnheit, mich jedes Jahr photographiren zu lassen.“ Zögling: „Ach Fräulein, was müssen Sie da schon für eine Masse Photographien beistimmen haben!“

Der Sohn seines Vaters. Lehrerin (in der Kleininderschule, nachdem sie das Märchen vom dummen Peter erzählt): „Nun, Morizchen, um was würdest Du alles bitten, wenn Du eine Fee ersiehene und drei Wünsche gestattete?“ Morizchen: „Ich hätt' nur an' Wunsch.“ Lehrerin: „Und der wäre?“ Morizchen: „Daß Alles, was ich mir wünscht, in Erfüllung gehi.“

Schlechte Anrede. Lehrer: „Was hast Du denn da mit dem Freizimmer zu reden, Willy?“ Willy: „Ich wollte ihn nur darauf aufmerksam machen, daß er — aufmerksam sein soll!“